GOTTESVIEH

TIERE, MENSCHEN, RELIGIONEN

N°5 2012

prospektiv

Theologisches und Religionswissenschaftliches aus Basel
Magazinbeilage zur Reformierten Presse

EDITORIAL

«Herrscht über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht», so heisst es im Buch Genesis, ganz zu Beginn des Alten Testaments. Der Aufforderung, sich die Schöpfung untertan zu machen, scheint es zu entsprechen, wenn kurz zuvor gesagt wird, dass Gott sich den Menschen zum Ebenbilde schuf. Ist damit nicht schon «am Anfang» eine klare Hierarchie vorgegeben: zwischen Gott, dem Menschen als Gottes Ebenbild und den Tieren als den «Untertanen» des Menschen? Ist das Tier damit nicht von Anfang an zum Nutztier des Menschen bestimmt?

In vielen Religionen treten Tiere jedoch als besonders ausgezeichnete Wesen auf. Im Koran sind ganze Suren einzelnen Tieren wie der Kuh oder der Biene gewidmet, in der Torah hört Bileams Esel – im Gegensatz zu Bileam selbst – auf Gottes Willen, und im Neuen Testament wird Christus als Lamm Gottes bezeichnet. Anscheinend eröffnen diese Beispiele doch eine ganz andere Perspektive auf die Tierwelt: Tiere sind nicht blosser Untertan des Menschen, sondern haben eine aktive Rolle in Gottes Schöpfung, sind Gottes Gegenüber, mit dem er kommuniziert und dem er sich offenbart.

Welche Konsequenzen hat dieser Befund für unser Verhältnis zu Tieren? Wie lässt sich überhaupt eine sinnvolle Grenze zwischen Mensch und Tier bestimmen? Und welche Rolle spielt dabei die Religion? Diesen Fragen hat sich die jährliche Tagung der Theologischen Fakultät der Universität Basel auf dem Leuenberg gewidmet. Über drei Tage haben dort Studierende, Dozierende und Gäste der Fakultät unter dem Titel «Goldene Kälber und Heilige Kühe. Zur Bedeutung von Tieren in der Religion» miteinander nachgedacht und diskutiert. Dabei hat sich vor allem eines gezeigt: Das Verhältnis zwischen Gott, Mensch und Tier ist eines der ältesten Themen der Religion, das auch heute nicht an Aktualität eingebüsst hat. Es ist aber auch ein ambivalentes und vielseitiges Problem, das zu keiner Zeit einfach entschieden wurde.

Einige Ergebnisse dieser Tagung, weitergehende Reflexionen und ein Blick auf religiöse Praktiken mit Tieren sind in der vorliegenden Ausgabe von prospektiv versammelt. Zu Beginn lenkt Christoph Ammann den Blick auf eine zentrale Frage der Tierethik: Welcher geforderte Umgang mit Tieren ergibt sich aus welcher Unterscheidung von Mensch und Tier? Es folgt ein naturwissenschaftlich-theologisches Gespräch zwischen Martin Wallraff, Hans-Peter Mathys und Jakob Zinsstag über die Bedeutung einiger biblischer Grundlagen des Verhältnisses von Mensch und Tier. Caspar Battegay verfolgt in einer kleinen Kulturgeschichte der Raben und Krähen ein Motiv, in dem sich der Mensch als Nicht-Mensch erkennt. Beschlossen wird die vorliegende Ausgabe von prospektiv durch ein Interview mit dem Gründer des ersten Tierfriedhofs der Schweiz.

Wo denn nun der Mensch beginnt, wo das Tier endet, und wie deren Beziehung zu beschreiben ist: So könnte eine gemeinsame Fragestellung der hier versammelten Artikel lauten. Und eine gemeinsame, wenngleich unterschiedlich akzentuierte Antwort könnte in der Vermutung liegen, dass in einer theologischen und religionswissenschaftlichen Perspektive erst die Mensch und Tier gemeinsame Geschöpflichkeit diese Frage in ein sinnvolles Licht stellt. Mensch und Tier würden dann zuallererst eine Gemeinsamkeit haben: Sie stehen in einer Gottesbeziehung, aus der sich ihr Verhältnis untereinander ableiten lässt. Oder anders gesagt: Mensch und Tier sind zuerst Gottes Vieh.

Florian Wöller und Martin Wallraff

DAS TIER ALS MITGESCHÖPF. ÜBERLEGUNGEN IN ETHISCHER PERSPEKTIVE 3
Christoph Ammann

VON BIBLISCHER TRADITION ZU MODERNER UMWELTETHIK 6
Ein Gespräch zum Tier zwischen Theologie und Naturwissenschaft

FÄLLT ER IN DEN GRABEN, FRESSEN IHN DIE RABEN 9
Caspar Battegay

OFFEN FÜR TIERE ALLER RELIGIONEN 11
Interview mit Urs Mörgeli, Leiter und Gründer des Tierfriedhofs am Wisenberg

AUS DER FAKULTÄT 14

prospektiv Beilage zur Reformierten Presse
Postfach, 8026 Zürich
Telefon 044 299 33 21, Fax 044 299 33 93
Redaktion Sara Stöcklin, Florian Wöller
Gestaltung / Produktion Reformierte Medien, Zürich
Korrektorat Ursula Klauser
Druck Schlaefli & Maurer AG, Bahnhofstrasse 15, 3800 Interlaken, Tel. 033 828 80 70, Fax 033 828 80 90
Herausgeber Reformierte Medien © Kirchenblatt / Protestant / EPD / Reformierte Presse, 26. Jahrgang

DAS TIER ALS MITGESCHÖPF

ÜBERLEGUNGEN IN ETHISCHER PERSPEKTIVE

«Was unterscheidet d'Mönsche vom Schimpans?» fragte Mani Matter, der früh verstorbene Berner Troubadour. Die Frage ist so alt wie aktuell, wird doch um den moralischen Status von Tieren heftig gestritten.

Christoph Ammann

Die moralische Sonderstellung des Menschen – eine «freischwebende Intuition»?

Nehmen Sie sich einen Moment Zeit für die folgende Frage: «Was ist mehr wert, ein Menschenleben oder das Leben eines Tiers?» Ich vermute, Sie werden ohne zu zögern für den Menschen votieren. Nennen wir das die Intuition einer Sonderstellung des Menschen.

Das ethische Nachdenken fängt oft mit solchen Intuitionen an, aber gerade die philosophische Ethik hat ein zwiespältiges Verhältnis zu diesen. Der philosophische Ethiker muss bereit sein, «alles zu hinterfragen und kritisch zu prüfen», so meint – stellvertretend für viele – Klaus-Peter Rippe; und diese kritische Prüfung fällt im Falle der Intuition einer Sonderstellung des Menschen negativ aus. Diese entpuppt sich bei näherer philosophischer Analyse als eine «freischwebende Intuition». Darunter versteht Rippe eine Intuition, für die «[die] betreffenden Menschen keine Gründe mehr angeben [können], mit denen sie andere davon überzeugen können». Man mag also erklären können, wie sie zustande gekommen ist, aber vernünftig rechtfertigen, mit allgemein einsichtigen Gründen, lässt sie sich nicht mehr. Mit dieser Meinung steht Rippe keineswegs allein da. Für eine christlich-theologische Ethik wird die Sache hier insofern besonders brisant, als Denker dieser Couleur gerne auf die Vorstellung einer Gottebenbildlichkeit des Menschen verweisen, um die Entstehung der genannten Intuition zu erklären. Wohl weisen die dem Christentum freundlicher eingestellten Tierethiker darauf hin, dass das Christentum zwar die Vorstellung einer moralischen Gleichheit aller Menschen – begründet im Geschaffensein durch Gott – und einer gleichen Würde aller Menschen nachhaltig befördert habe. Noch stärker aber betonen sie, dass diese Hochschätzung des Menschen eben auf Kosten all jener gehe, die nicht das Glück hatten, als Mensch auf die Welt zu kommen. Die jüdisch-christliche Tradition habe so das Ihre zur Ausbeutung und Geringschätzung von Tieren beigetragen. Sie ist Teil des Problems, nicht der Lösung – und das Problem hat einen griffigen Namen: Speziesismus.

Der «Speziesismus» und die «Grenzfälle»

Den Kampfbegriff «Speziesismus», vom australischen Philosophen Peter Singer populär gemacht, versteht man am besten als Analogiebildung zu Rassismus. So wie ein Rassist die Mitglieder anderer Rassen als minderwertig betrachtet und sie diskriminiert, so hält ein Speziesist alle anderen Lebewesen für minderwertig, weil sie nicht zu seiner eigenen Art gehören. Wichtig ist nun, woran sich nach Singer diese Einstellung zeigt: nämlich nicht daran, dass ich vernunftbegabten, über ein Selbst- und Zeitbewusstsein verfügenden Menschen mehr Rechte einräume als etwa einer Ratte. Denn Singer leugnet nicht, dass es im Normalfall bedeutende Unterschiede zwischen einem Menschen und einer Ratte gibt, die auch moralisch relevant sind. Nein, der Speziesismus wird an der Einstellung zu den menschlichen «Grenzfällen» offenbar: an Neugeborenen, Komatösen oder Schwerstbehinderten, die nicht über die genannten intellektuellen Fähigkeiten verfügen. Wenn nun also jemand einen Tierversuch durchführt, den er an einem Menschen mit vergleichbaren psychologischen oder intellektuellen Fähigkeiten *nicht* durchführen würde, outet er sich als Speziesist, weil er seine Wahl nur so begründen könnte, dass ein Neugeborenes ein Mensch sei, das Versuchstier dagegen nicht; und der Verweis auf das pure Menschsein ist für Singer moralisch irrelevant. Menschsein ist schlicht die falsche Art von «Eigenschaft», um moralisch von Bedeutung zu sein. Dieser Experimentator ist ein Speziesist, weil er denselben Versuch an einem Menschen – *sogar* an einem schwerbehinderten Menschen, wie Singer sagt – nicht durchführen würde. Was mich hier interessiert, ist die prekäre Logik, der Singers Argumentation folgt und die sich an diesem kleinen, so unschuldig aussehenden Wort «sogar» zeigt.

> **«Die jüdisch-christliche Tradition hat nach Meinung vieler Tierethiker das Ihre zur Ausbeutung und Geringschätzung von Tieren beigetragen.»**

Foto: zvg

Was uns vom Schimpansen unterscheidet, sind nicht primär biologische Fakten, sondern die Tatsache, dass wir für ethische Forderungen empfänglich sind.

Singer scheint zu denken, es liege auf der Hand, dass Versuche an kognitiv schwer behinderten Menschen ethisch einfacher zu rechtfertigen seien als Versuche an «normalen» Menschen. Sie verfügen über relevante kognitive Fähigkeiten nicht, über die «wir Normalen» verfügen, und das macht sie zu einem menschlichen «Grenzfall». Aber ist dieses Bild von Normal- und Grenzfall so unschuldig, wie Singer meint? Ist es nicht eher so, dass nicht wenige Menschen es in manchen Fällen vielleicht sogar *schlimmer* fänden, wir würden einen schwer geistig Behinderten und nicht einen «Normalen» als Versuchsopfer auswählen? Liegt nicht in der Vergewaltigung einer geistig behinderten Frau gerade eine *besondere* moralische Niederträchtigkeit? Wie auch immer – ich halte es für eine fatale Weichenstellung der Tierethik, die Frage einer ethischen Besserstellung von Tieren mit der Frage der Menschenwürde und insbesondere des Status von nicht der Norm entsprechendem menschlichem Leben zu verknüpfen. Die Vermischung dieser beiden Diskurse ist nicht nur strategisch unglücklich, sondern auch sachlich unangemessen – und schon gar nicht ist sie dem Mut zu konsistentem Denken geschuldet. Warum sollte man nicht für beides eintreten können: für die unverlierbare Würde aller Menschen *und* für die Würde der Kreatur und deren Recht, nicht gequält und keinem unnötigen Leiden ausgesetzt zu werden? Dass Menschenwürde und Würde der Kreatur auslegungsbedürftige Begriffe und auch nicht einfach dasselbe sind, ist damit keineswegs geleugnet; wohl aber, dass die Betonung der einen notwendigerweise mit der Abwertung der anderen einhergehen muss.

Tiere als Mitgeschöpfe

Wem also unwohl dabei ist, wenn die Menschenwürde *jedes* Menschen und die Würde der nicht-menschlichen Kreaturen und deren Rechte gegeneinander ausgespielt werden, tut gut daran, nach einer alternativen Denkweise Ausschau zu halten.

Schauen wir uns dazu zuerst ein Beispiel an, das zwar fiktiv, aber leider nicht gänzlich unrealistisch ist: Nehmen wir an, ein Alzheimerpatient muss aus einem Futternapf essen. Halbnackt, nur notdürftig gekleidet, fristet er sein Dasein. Eine Besucherin mit einer halbwegs intakten moralischen Sensibilität wird das höchst anstössig finden, und eine Weise, zum Ausdruck zu bringen, was sie sieht, wäre: «Die behandeln ihn wie ein Tier!» Die Anstössigkeit solcher Behandlung würde in keinster Weise gelindert durch die Begründung des Pflegepersonals, der Alzheimerpatient bekomme das ja nicht mehr mit. Er leide nicht im geringsten, im Gegenteil lache er jedes Mal fröhlich, wenn man ihm seinen Hundenapf vorsetze. Diese Worte nehmen der Praxis nicht ihre Anstössigkeit, sondern verstärken sie eher noch.

Fragen wir uns, was diese Szene so anstössig macht. Es sind *nicht* die messbaren Folgen, die eine solche Behandlung etwa für die Hygiene und somit für die Gesundheit des Kranken hat. Damit wird unsere moralische Empörung nicht adäquat artikuliert. Im Ausruf «Die behandeln ihn wie ein Tier!» kommt vielmehr zum Ausdruck, dass eine solche Behandlung erniedrigend ist. Es geht also um die Bedeutung dieses Tuns. Hier wird jemand nicht wie ein Mensch im vollen Sinn behandelt. Die Begriffe «Tier» und «Mensch» werden hier, in Wendungen wie «jemanden wie ein Tier behandeln» oder «in einem Menschen keinen Menschen sehen» nicht als biologische Klassifizierungsbegriffe gebraucht. Wenn jemand einen auffordert, auch in einem Schwerstbehinderten einen Menschen zu sehen, dann fordert er ihn nicht auf, zur Kenntnis zu nehmen, dass dieses Wesen ebenfalls zur Spezies *homo sapiens* gehört. Nein, dieses Verständnis des Menschen ist kein naturwissenschaftliches, auch kein primitiv-wissenschaftliches, das mit Hilfe neuester biologischer Erkenntnisse aufgeklärt werden müsste. Vielmehr geht es um einen alltagsweltlichen Begriff des Menschen, dessen Bedeutung konstituiert ist durch Assoziation und Imagination, aber auch durch unsere Reaktionen auf andere Menschen und die vielfältigen Interaktionen mit ihnen. Dieser Begriff des Menschen wird etwa gespeist von unserem Wissen um die Tiefe menschlicher Beziehungen – etwa jener zwischen Eltern und Kind –, und er wird auch gespeist von kulturellen Überlieferungen wie etwa jener, dass jeder Mensch ein Kind Gottes ist. In diesem Begriff hat sich verdichtet, was es heisst, ein Mensch zu sein.

«Warum sollte man nicht für beides eintreten können: für die unverlierbare Würde aller Menschen *und* für die Würde der Kreatur?»

Dieser Begriff des Menschen ist beschreibend und bewertend in einem: Ein Mensch ist jemand, dem gegenüber bestimmte Einstellungen angemessen sind, mit dem man bestimmte Dinge auf keinen Fall machen darf. So gehört es auch zur Bedeutung des Ausdrucks «Mensch» – wie wir ihn zum Beispiel verwenden, wenn wir sagen, dass er doch «auch ein Mensch wie du und ich» sei –, dass ein solches Wesen nicht aus einem Hundenapf essen soll; genauso wie es zur Grammatik dieses Ausdrucks gehört, dass wir Menschen Namen geben, dass wir sie taufen, bei ihrem Tod Trauerfeiern veranstalten, dass wir sie nicht «einschläfern», dass sie nicht «verenden», dass wir uns in sie verlieben, von einem Augenzwinkern berührt und von einem bösen Blick verletzt, von ihnen beleidigt, verhöhnt und entwürdigt werden können usw. Kurz gesagt: Es ist ein Begriff des Menschen als *Mitmenschen*.

Dass der Begriff des Menschen als *Mitmensch* für das ethische Nachdenken von zentraler Bedeutung ist, heisst gerade nicht, wie manche meinen, dass Tiere dabei aus dem moralischen Universum ausgeschlossen werden. Es heisst aber auch nicht, wie andere meinen, dass dies allein schon einen fundamentalen Unterschied zwischen Mensch und Tier begründet. Wenn jemand zu seinem Kind sagt: «Hör sofort auf, das ist ein *Tier!*», so ist dies genauso ein Begriff, der einen normativen Aspekt hat, ein Begriff, der eine Vorstellung davon enthält, welche Einstellungen und Verhaltensweisen einem solchen Wesen gegenüber angemessen sind und welche nicht. Analog zum oben Gesagten könnte man hier von Tieren als *Mitgeschöpfen* sprechen.

Kommen wir zum Schluss noch einmal auf Mani Matter zurück. «Dass mir Hemmige hei», unterscheidet uns von Affen. Diese Linie weiterführend könnte man sagen: Was uns vom Schimpansen unterscheidet, sind nicht primär biologische Fakten, sondern die Tatsache, dass wir für ethische Forderungen empfänglich sind, dass uns die Lage eines misshandelten Menschen, aber auch das Dasein, das eine Labormaus in einer Versuchstierhaltung fristet, moralisch erschüttern kann. Menschsein hat immer die Struktur des Mit-Seins, des Mit-anderen-Seins. Der dänische Theologe und Philosoph Knud Løgstrup hat die ethische Dimension dieser wesenhaften Verwobenheit menschlichen Lebens hellsichtig in seinem Werk *Die ethische Forderung* so ausgedrückt: «Der eine Mensch hat stets etwas vom Leben des anderen Menschen in seiner Hand. […] Gleichwohl haben wir unbewusst die merkwürdige Vorstellung, dass wir, die anderen, zur Welt des einzelnen Menschen im eigentlichen Sinne nicht mitgehören. Wir meinen, die Welt, in der er sein Dasein und seinen Lebensinhalt hat, sei er selbst, und nur von Zeit zu Zeit werde sie von uns gestreift.» Diesen Gedanken aufnehmend, können wir sagen, dass wir eben auch stets etwas vom Leben der anderen *Kreaturen* in unserer Hand haben, unserer alltäglichen Gleichgültigkeit zum Trotz. Die anderen, das sind nicht nur alle Menschen, es sind auch die übrigen Geschöpfe, mit denen uns als Wildtiere, als Haustiere, als Zootiere, als Nutz- und Versuchstiere die unterschiedlichsten Verhältnisse verbinden. Wir müssen die anderen Kreaturen nicht vermenschlichen, um für ihr Leiden sensibler zu werden. Aber es würde uns menschlicher machen, nähmen wir sie als Mitgeschöpfe ernst.

Dr. Christoph Ammann ist Oberassistent am Institut für Sozialethik der Universität Zürich.

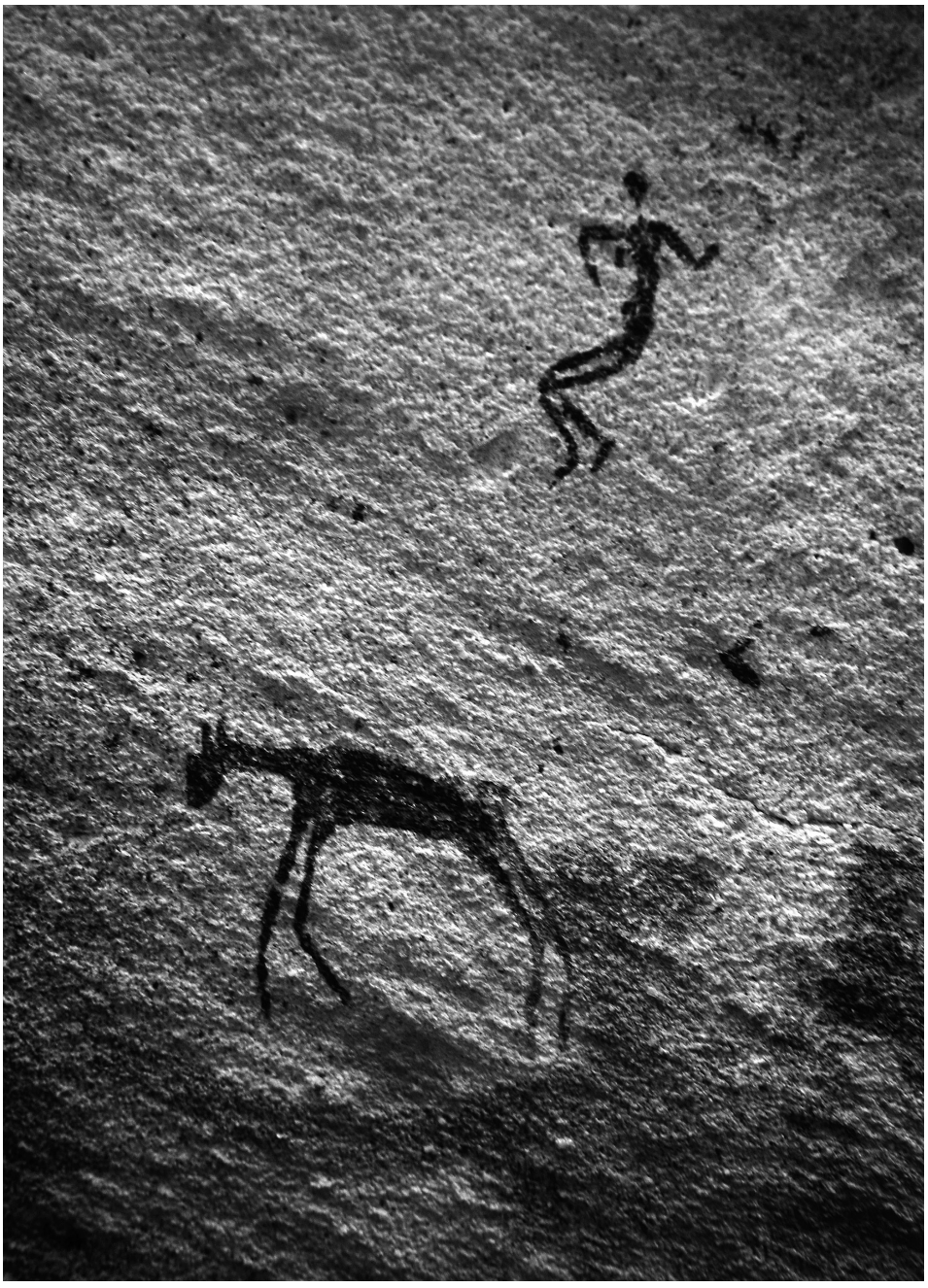


Foto: Picture Alliance

Maria mit Jesuskind, Java.

VON BIBLISCHER TRADITION ZU MODERNER UMWELTETHIK

EIN GESPRÄCH ZUM TIER ZWISCHEN THEOLOGIE UND NATURWISSENSCHAFT

Nachgedacht wird über die Beziehung von Mensch und Tier sowohl in der Naturwissenschaft als auch in der Theologie – doch nur selten gemeinsam. Im Gespräch für prospektiv sind zwei Theologen und ein Veterinärmediziner aufeinandergetroffen, um Anknüpfungspunkte zu suchen.

Martin Wallraff: Beginnen wir mit einer kurzen Reflexion über das Tier in der biblischen Tradition – der Tradition, die dem Christentum und Judentum zugrunde liegt. Hans-Peter Mathys, möchtest du einige einleitende Bemerkungen machen zum Tier im Alten Testament?

Hans-Peter Mathys: Gerne! Wenn ich über das Tier im Alten Testament spreche, spreche ich im Grunde genommen über das Tier in der ganzen Bibel. Fast alles, was wir der Bibel über Tiere entnehmen, stammt aus dem Alten Testament. Das Neue Testament trägt wenig bei, wenn auch Wichtiges: etwa die Darstellung Jesu als Opferlamm. Zum Verhältnis zwischen Mensch und Tier ist zunächst festzuhalten, dass dieses zur Zeit der Entstehung des Alten Testaments enorm eng war. Die meisten Menschen hatten täglich mit Tieren zu tun – im Gegensatz zur heutigen Gesellschaft, in der das Tier an den Rand gedrängt und unsere Wahrnehmung von ihm entsprechend verzerrt ist.
Die Beziehung zwischen Tier und Mensch hat im Alten Testament zwei Seiten. Einerseits gehören beide eng zusammen, anderseits sind sie Feinde – beide Seiten gilt es zu berücksichtigen. Die Zusammengehörigkeit kommt schon in der Schöpfungsgeschichte zum Ausdruck. So wurden die «Tiere des Wassers und des Himmels» – also Fische und Vögel – am fünften Tag erschaffen, die Land- oder Nutztiere aber zusammen mit dem Menschen am sechsten Tag! Dieses enge und positiv dargestellte Verhältnis wird im Gottesbund nach der Sintflut bestätigt, der die Tiere ausdrücklich mit einbezieht.
Auf der anderen Seite gibt es aber auch das Bild der Tiere als Feinde des Menschen. Die Israeliten waren in einer Welt zuhause, in der Zivilisation und Kultur nur wenig Platz einnahmen. Das «Chaos» begann bereits einige hundert Meter vor der Haustüre, wo man leicht von einem wilden Tier angefallen und getötet werden konnte. Insofern bedeutete der biblische Auftrag an den Menschen, sich die Erde «untertan zu machen», zunächst einmal eine Verheissung: Die wilden Tiere werden euch nicht zum Verschwinden bringen, sondern ihr werdet über sie herrschen. Das «Chaos» wird den Kosmos, die Zivilisation nicht zerstören.

MW: Die Vorstellung hinter dem Wort vom «Untertan-Machen» scheint mir aber eine grosse Distanz zu schaffen – die Distanz zwischen dem Menschen als Krone der Schöpfung und allen anderen vorausgehenden Schöpfungswerken.

HPM: Das ist tatsächlich so. Jede Herrschaft impliziert auch Gewalt – da spüren wir etwas von der Nüchternheit dieses alttestamentlichen Berichts. Ich betrachte das Element der Gewalt als selbstverständlich angesichts der Lage von Menschen, die ihrerseits täglich der Gefährdung durch Tiere ausgesetzt waren.

MW: Du hast vorhin bemerkt, dass im Neuen Testament wenig von Tieren die Rede ist. Auch in der älteren Kirche, das heisst in den ältesten Schichten der christlichen Literatur, kommen Tiere erstaunlicherweise fast nur als Metaphern vor – etwa Christus als Lamm oder Fisch. Doch handelt es sich dabei nicht um eine Frucht der Reflexion über das Tier, sondern um Bildaussagen. Als eigenständiges Objekt christlicher Reflexion scheint mir das Tier sowohl in der Ethik als auch in der Schöpfungslehre erst etwa ab dem 4. Jahrhundert in den Blick zu kommen – und zwar durch das Medium alttestamentlicher Texte. So finden wir ausführliche Reflexionen über die Rolle und Bedeutung von Tieren bei der Auslegung des Schöpfungswerkes oder prophetischer Texte, etwa Jesaja 11 (siehe Kasten S. 8). Insofern ist diese Neubesinnung auf die Bedeutung der Tiere im 4. Jahrhundert tatsächlich etwas Neues.

HPM: Generell gilt, dass die Lebenswelt im Alten Testament sehr viel stärker vertreten ist als im Neuen. Nicht von ungefähr finden sich dort ungefähr 130 Tierarten namentlich genannt! Der Theologe Othmar Keel hat darauf hingewiesen, dass es auf den nahezu 1000 Seiten des Alten Testaments kaum eine gibt, auf der nicht ein Tier erscheint. Tiere sind allgegenwärtig, sei es als Gefährten des Menschen, sei es in Metaphern. Das zeigt, wie stark der Kontakt mit dem Tier die Menschen bestimmte.

Jakob Zinsstag: Eine Detailfrage: Warum kommen eigentlich keine Katzen vor in der Bibel?

HPM (lacht): Diese Frage habe ich schon oft mit Kollegen und Studierenden diskutiert. Es muss Katzen gegeben haben! Eine häufige Erklärung ist, dass die Katze in Ägypten eine religiöse Rolle gespielt hat. Aber wenn dem so ist, warum wird sie im Alten Testament nicht einmal verteufelt?

MW: Das Stichwort führt uns in die Gegenwart. Wer heute danach gefragt wird, was ihm zum Thema Tier einfällt, antwortet spontan: «Meine Katze!» Andere Tiere sind in der urbanen Realität, in der wir leben, einfach nicht Teil der Alltagserfahrung. Du, Jakob Zinsstag, hast einmal darauf hingewiesen, dass unser Verhältnis zu Haustieren unsere Reflexion wesentlich bestimmt – zum Guten und zum Schlechten.

JZ: Tatsächlich sind wir immer weniger mit Nutztieren, dafür immer mehr mit Heimtieren zusammen. Das verändert die Sicht der Tier-Mensch-Beziehung. Es führt zu einer Vermenschlichung der Tiere, paradoxerweise aber auch zu einer sehr intensiven Nutzung von Mastvieh. Dessen Haltung lässt oft zu wünschen übrig, ist aber nicht Teil unserer Alltagserfahrung. Entsprechend hoch und unreflektiert ist unser Fleischkonsum – ebenso wie der unserer Hunde und Katzen, notabene! Ich bin froh, haben wir in der Schweiz eines der strengsten Tierschutzgesetze weltweit.

HPM: Wir haben womöglich eines der besten Tierschutzgesetze, aber gerade in Basel auch sehr viele Einkaufstouristen, die über die Grenze nach Deutschland fahren und Fleisch erwerben, das unter wesentlich ungünstigeren Bedingungen produziert wurde.

JZ: Hier wird leider mit zwei Ellen gemessen. Ich habe auch Mühe damit, dass die Schweiz Tiertransporte durch das Land erlauben soll, die nicht unseren Richtlinien entsprechen.

MW: Der stärkste Kontrast scheint mir aber nicht der zwischen verschiedenen Tierschutzgesetzen zu sein, sondern der zwischen den Bedingungen der Massentierhaltung auf der einen und der übertrieben vermenschlichten Gemeinschaft mit Haustieren auf der anderen Seite. Der Massentierhaltung liegt eine komplett anonymisierte, schon fast industrialisierte Verhältnisbestimmung von Tier und Mensch zugrunde; Vermenschlichung tritt ein, sobald nicht mehr dreissig Kühe im Stall stehen, sondern eine Katze im Schlafzimmer ist. Dieser Gegensatz regt aus der Sicht der religiösen oder christlichen Tradition zumindest zum Nachdenken an. Wie gehen wir damit um? Was bedeutet das Tier für unser Leben, zu welchem Umgang damit führt eine religiös-christliche Sicht auf die Welt?

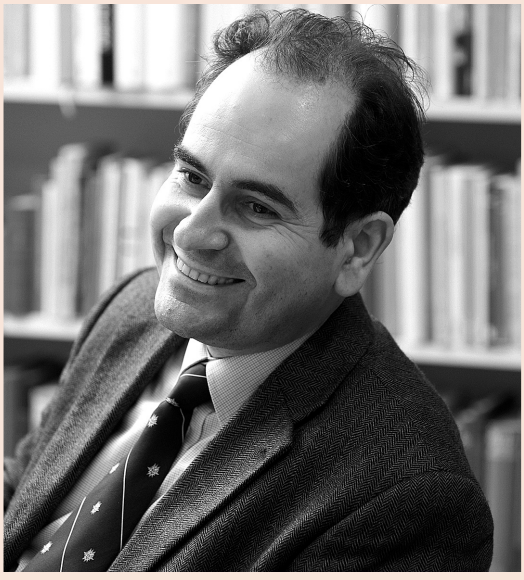
JZ: Diese Frage beschäftigt mich sehr. Ich werde in meiner Tätigkeit in Afrika und Asien mit enorm unterschiedlichen Sichtweisen der Tier-Mensch-Beziehung konfrontiert – da komme ich nicht umhin, eine eigene Position zu entwickeln und zu reflektieren. Auch setze ich mich im Rahmen meiner Forschung mit der Zusammenarbeit von Human- und Tiermedizin auseinander und stosse immer wieder auf die Probleme, die entstehen, wenn deren enge Verbindung missachtet wird.
Als liberal-protestantisch sozialisierter Naturwissenschaftler – ich bin erst durch die Familie meiner Frau stärker mit dem Alten Testament in Berührung gekommen – hat mich die Entdeckung fasziniert, was für eine starke *mitgeschöpfliche* Dimension der biblische Schöpfungsbericht hat. Die Landtiere und der Mensch sind am gleichen Tag erschaffen worden – das heisst, sie haben etwas miteinander zu tun! Ebenfalls beeindruckt bin ich von der Sabbatgesetzgebung, die sich ausdrücklich auch auf Tiere ausdehnt. Dass dem Ochsen, der drischt, nicht das Maul verbunden werden soll, dass das Tier am Sabbat ruhen darf – das finde ich stark. Es zeigt, dass Tiere zwar genutzt werden, ihnen aber auch Recht und Würde zugestanden wird.

MW: Hier können wir vielleicht auf den bekannten Text aus Jesaja 11 (siehe Kasten) zurückkommen.

JZ: Das ist für mich in der Tat der stärkste Text. Wird hier nicht die naturgegebene Gesetzmässigkeit der Nahrungskette in Frage gestellt? Als Naturwissenschaftler sind wir vertraut mit dem Prinzip «Fressen und gefressen werden» – vom Plankton bis zum Haifisch, von der Maus

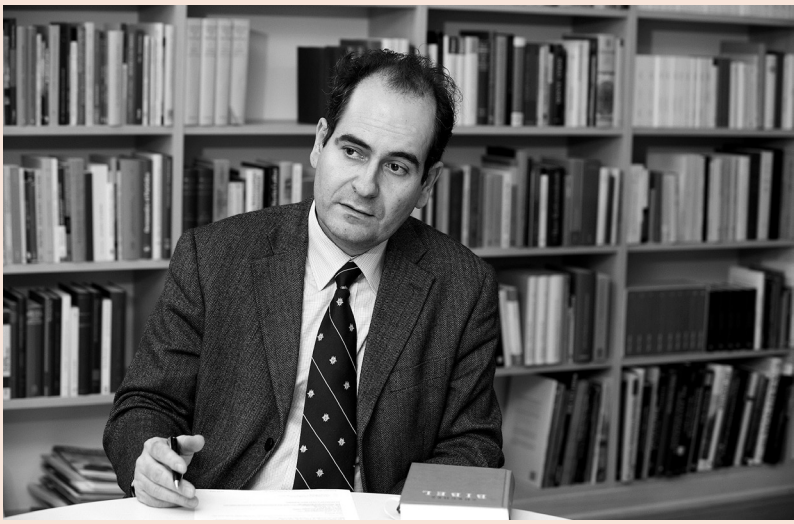
Fotos: Medienpark/Pfander

Hans-Peter Mathys



Martin Wallraff

Jakob Zinsstag



bis zum Raubvogel und von der Antilope bis zum Löwen. Der Aufbau des Ökosystems beruht auf einem Zyklus, den der Mensch, so macht dieser Text deutlich, als bedrohlich empfindet. Er ist Teil einer brutalen und «gefallenen» Schöpfung. Und da heisst es plötzlich: Es kommt eine Friedenszeit, in der das Kalb und der Löwe Stroh fressen und das Kind am Loch der Natter spielt! Hier fällt nicht nur die Bedrohung des Tieres durch das Tier weg, sondern auch die des Menschen durch das Tier. Natürlich ist das Verheissene utopisch, aber es hält uns doch ein Ideal vor – das Ideal der Mitgeschöpflichkeit. Wie Albert Schweitzer sagt: «Ich will leben inmitten von Leben, das leben will». Dieses Ideal können wir zumindest als Massstab, als Richtschnur für unser Verhalten nehmen.

HPM: Auch ich halte Jesaja 11 für einen erstaunlichen Text. Er ist aber zweigeteilt. Auch in dem verheissenen Friedensreich ist die Gewalt nicht abwesend. In Vers 4 heisst es: «Mit dem Knüppel seines Mundes wird er das Land schlagen und mit dem Hauch seiner Lippen den Frevler töten.» Zur Herstellung des Friedens braucht es scheinbar Gewalt; erst danach folgt die Utopie.

MW: Dass es sich hier um einen starken Text handelt, der uns auch heute Eindruck macht, ist unbestritten. Aber er setzt doch voraus, dass das Tier auch als Feind erlebt wird – erst dann entfaltet das utopische Bild seine Wirkung. Eben diese Feindschaft, diese Bedrohlichkeit wird aber in unserer Gesellschaft gar nicht mehr wahrgenommen. Kann uns der Text trotzdem helfen, die richtige Mitte zu finden zwischen den vorhin angesprochenen Extremen – der Massentierhaltung und Anonymisierung einerseits, der kompletten Vermenschlichung anderseits?

JZ: Dass der Mensch sich nicht mehr vom Tier bedroht fühlt, gilt – wie du richtig gesagt hast – für unsere Gesellschaft. Die Massai-Hirten, denen ich in meiner Arbeit begegne, tragen noch immer ihren langen Speer gegen die Löwen! Ich glaube trotzdem, dass der Text auch für uns Westeuropäer Relevanz hat. Wir sind Zeugen einer Entwicklung, in der sich die Verhältnisse umgekehrt haben: Die Umwelt bedroht nicht mehr den Menschen, sondern der Mensch die Umwelt. Der Löwe aus Jesaja 11, der mit dem Kalb Gras frisst, könnte der Mensch sein, der sich gegenüber dem Planeten mitgeschöpflicher verhält – indem er etwa seinen Fleischkonsum reduziert und damit der Übernutzung von Ackerbauland und dem Ausstoss klimaschädigender Gase entgegenwirkt. Der Text kann der christlichen Kirche eine Basis geben, um das Anliegen von Umweltschutz und Nachhaltigkeit weiterzutragen – wie es etwa im süddeutschen Pietismus geschehen ist, der den modernen Tierschutzgedanken wesentlich mitgeprägt hat.

MW: Ich bin sehr einverstanden mit dem, was du sagst. Gleichzeitig glaube ich, dass viele dieser Forderungen auch ohne christlichen, überhaupt ohne religiösen Bezugsrahmen zu rechtfertigen sind. Worin für mich die Stärke des Textes aus Jesaja liegt, ist die übergreifende Weltsicht, die vermittelt wird und neben reflexiven auch emotionale Elemente enthält. Ich vermute, dass wir ohne emotionalen Bezug zu den Dingen nur schwer zu guten Gesetzen, guten ethischen Normen und guten Reflexionen kommen. Der Text kann helfen, ein Verhältnis zur Welt zu generieren, das den Menschen mit seinen verschiedenen Aspekten beeinflusst; ein Verhältnis, das es ihm vielleicht gelingen lässt, sein Haustier ein bisschen weniger zu vermenschlichen und eine emotionale Bindung auch dort aufzubauen, wo die Schöpfung kein un-

Jesaja 11,4–8 (Lu): Der Messias und sein Friedensreich

[Der Gesandte Gottes] wird mit Gerechtigkeit richten die Armen und rechtes Urteil sprechen den Elenden im Lande, und er wird mit dem Stabe seines Mundes den Gewalttätigen schlagen und mit dem Odem seiner Lippen den Gottlosen töten. […] Da werden die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Panther bei den Böcken lagern. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh miteinander treiben. Kühe und Bären werden zusammen weiden, dass ihre Jungen beieinander liegen, und Löwen werden Stroh fressen wie die Rinder. Und ein Säugling wird spielen am Loch der Otter, und ein entwöhntes Kind wird seine Hand stecken in die Höhle der Natter.

- Jakob Zinsstag ist Tierarzt und Titularprofessor für Epidemiologie am Schweizerischen Tropen-und-Public-Health-Institut, das der Universität Basel assoziiert ist. Er setzt sich im Rahmen des Nationalen Forschungsschwerpunktes Nord-Süd für eine engere Zusammenarbeit von Human- und Tiermedizin ein.
- Hans-Peter Mathys ist Ordinarius für Altes Testament und semitische Sprachwissenschaft. Er erforscht unter anderem die Bedeutung von Hunden in der Kultur des Alten Orients.
- Martin Wallraff ist Ordinarius für Kirchen- und Theologiegeschichte an der Universität Basel. Neben seinem Forschungsschwerpunkt in der Spätantike arbeitet er über die Geschichte des Buches und die materielle Kultur des Christentums.

FÄLLT ER IN DEN GRABEN, FRESSEN IHN DIE RABEN

Es gibt Tiere, die religiöse Deutungen in besonderem Masse anziehen. Am Beispiel moderner Literatur zeigen sich deren Konsequenzen – für die Tiere und für die Menschen. Eine kleine Kulturgeschichte der Gattung Corvus.

Caspar Battegay

Denkt man über das Verhältnis von Mensch und Tier nach, und tut man dies besonders unter dem Aspekt des Religiösen, dann lohnt es sich, einen Blick auf Raben und Krähen zu werfen. Diese Gattung des Tierreichs umfasst 42 verschiedene Arten; die kleineren heissen Krähen, die grösseren Raben. Von jeher und in allen Religionen und Kulturen werden den schwarzen, krächzenden Vögeln verschiedene Eigenschaften zugesprochen. Wie der Fuchs, der Bär oder der Löwe ist auch der Rabe eine Figur der Fabel und damit ein Statthalter menschlicher Ängste, Lüste und Weisheiten. Die gefiederten Aasfresser symbolisieren zuweilen jedoch einen ganz besonders dunklen Fleck des menschlichen Lebens, nämlich den Tod. Der Schrei des Raben artikuliert die Melancholie, die mit der Gewissheit der Endlichkeit alles Menschlichen einhergeht. In diesem Sinn ist der Rabe der unreligiöse Vogel, der die Vergeblichkeit des Glaubens anzeigt. Als dieser areligiöse Vogel soll der Rabe hier vorgestellt werden.

Der gefallene Vogel und das Fehlen Gottes

Bevor Noah nach der Flut die Tauben fliegen lässt, schickt er einen Raben los. In einer Anekdote, die sich ähnlich und ausführlicher auch im Gilgamesch-Epos findet, schildert Genesis 8,7, wie der Rabe «immer hin und wieder her» fliegt, bis das Wasser vertrocknet. Merkwürdigerweise ist von diesem Raben danach keine Rede mehr, er hilft Noah also nicht, sondern flattert (bis heute?) ziellos herum. Eine etwas andere, pikantere Anfangsgeschichte erzählt Ovid in seinen *Metamorphosen*. Ursprünglich war der Rabe weiss und makellos wie eine Taube. Doch verrät er in seiner Geschwätzigkeit an Apollo, dass dessen Geliebte Coronis ihn mit einem sterblichen Jüngling betrogen habe. In seiner Wut ermordet der Gott Coronis und schwärzt dem Raben das Gefieder. Beide sehr unterschiedlichen Texte stellen den Raben also in eine gegensätzliche Beziehung zur Taube, er ist quasi der gefallene Engel unter den Vögeln.

Als solcher, als «bird or devil», kommt er denn auch im zweifellos zentralen corvussymbolischen Text der westlichen Literaturgeschichte vor, in Edgar Allan Poes Langgedicht *The Raven* (1845). Der Rabe wird dort zu einem Bild für unauflösbare Melancholie. In 18 sechszeiligen, raffiniert gereimten Strophen erzählt ein Ich-Erzähler, wie er um Mitternacht im «düsteren Dezember» in seiner Studierstube sitzt und versucht, sich durch Lektüre vom Tod seiner Geliebten Leonore abzulenken. Auf einmal klopft es. Doch an der Türe ist nichts als die undurchdringliche Dunkelheit. Als der Erzähler auf erneutes Klopfen hin das Fenster öffnet, marschiert ein stattlicher Rabe herein, der sich sofort auf eine Büste der Göttin Athene über der Türe setzt. Der Rabe kann sprechen, wenn auch nur ein Wort: «Nevermore» [Nimmermehr]. Mit diesem Wort, das natürlich auch lautmalerische Qualitäten besitzt, beantwortet der unheimliche Rabe die verschiedenen Fragen, so etwa jene, wie er denn heisse. Indem der Erzähler darüber sinniert, was dieser Name bedeute, fällt ihm ein, dass er seine Geliebte nimmermehr sehen wird, und fordert sich selber auf, sie endlich zu vergessen. Doch der Vogel unterbricht ihn mit einem Hinweis auf die Unmöglichkeit des Vergessens: «Nevermore.» Auch religiöse Linderung oder die Möglichkeit, Leonore im Himmel wiederzutreffen, wird vom Raben mit dem bekannten Bescheid abgelehnt. Der völlig aufgelöste und entsetzte Mann fordert den Vogel auf zu verschwinden: «Take thy beak from out my heart […]!» [Nimm deinen Schnabel aus meinem Herzen!] Wie zu erwarten, lautet die Antwort: «Nevermore.» Die Pointe des Gedichts liegt darin, dass der Rabe bis zum Moment des Schreibens den Erzähler nicht mehr verlässt, dessen Seele seitdem in dessen Schatten liegt. «And my soul from out that shadow that lies floating on the floor / shall be lifted – nevermore!» Es sind natürlich gerade die verschiedenen Deutungsmöglichkeiten, die für den Erfolg von Poes Gedicht verantwortlich sind. Im Raben verschränken sich eine Unzahl verschiedener Bedeutungsebenen. Nicht falsch liegt man aber, wenn man das dunkle Tier als Absenz einer transzendentalen Versöhnung, oder einfacher: das Fehlen Gottes liest.

> **«Der Schrei des Raben artikuliert die Melancholie, die mit der Gewissheit der Endlichkeit alles Menschlichen einhergeht.»**

Menschen nach «Krähenart»

Ein ebenso unheimliches, wenn auch komisches Echo findet Poes *Raven* in einer Kurzgeschichte des amerikanisch-jüdischen Autors Bernard Malamud. Im Text *The Jewbird* (1963) flattert auf einmal ein krähenähnlicher Vogel bei Familie Cohen zum Fenster herein, direkt auf den Mittagstisch. Der Vogel spricht Jiddisch und behauptet, vor Antisemiten – also Adlern, Geiern und Falken – zu fliehen. Er gibt sich nicht als Krähe, sondern als «Jewbird» zu erkennen, als «Judenvogel», der Schwartz heisst. Schwartz bleibt gegen den Willen des misstrauischen Vaters in der Familie. Obwohl er gerne in der Wohnung übernachten möchte, zwingt Cohen ihn dazu, in einem Vogelhaus auf dem Balkon zu hausen.

Edie, die Mutter, füttert ihn mit Hering und Brot. Dabei macht sich Schwartz auch nützlich, er gibt etwa dem kleinen Maurie Nachhilfe, der sich in der Schule daraufhin deutlich verbessert. Doch Cohen (der anders als die anderen Familienmitglieder keinen Vornamen hat) bleibt hart. Warum Cohen den Gast loswerden möchte, bleibt in der ganzen Geschichte unklar. Nach einer Terrorkampagne gegen den Vogel – es ist eine Parodie auf eine antisemitische Pogromvorbereitung – kommt es schliesslich zum brutalen Ende. Cohen bringt den Vogel um und schleudert ihn vom Balkon.

Der «Jewbird» zeigt an, wie sehr die jüdische Familie aus der amerikanischen Mittelklasse ihr eigenes Jüdisch-Sein – Religion und ethnische Herkunft – vergessen hat. Die Erinnerung an das eigene Aussenseiter- und Anderssein bedrängt Cohen so sehr, dass er, um sie abzuwehren, sogar selbst zum gewaltsamen Täter wird. In einem ironisch-grausigen Schlusstableau findet Maurie am Schluss den toten, schwarzen Vogel unter dem geschmolzenen Schnee, beide Flügel gebrochen, mit einem geknickten Hals und beiden Augen ausgepickt. Von der Auferstehung ist bloss ein Gerippe übrig geblieben. Wie in Poes romantischem Gedicht verweist auch Schwartz' Tod auf eine moderne Absenz Gottes, die sich hier in der Unmenschlichkeit der amerikanisch-jüdischen Familie gegenüber einer unschuldigen Krähe zeigt.

«Der Mensch muss sich», das hat der italienische Philosoph Giorgio Agamben einmal in einem seiner funkelnd-vieldeutigen Aphorismen festgehalten, «um menschlich zu sein, als Nicht-Mensch erkennen.» Hätte sich Cohen im «Jewbird» erkannt, er wäre menschlich geblieben. Ein berühmter moderner Autor, dessen Name bereits tierisch ist, nämlich das tschechische Wort für «Dohle» bedeutet, wusste vielleicht am besten um diesen Zusammenhang. In einer Notiz hat er einmal festgehalten: «Du bist zu spät gekommen, eben war er hier, im Herbst bleibt er nicht lange auf seinem Platz, es lockt ihn auf die dunklen unumgrenzten Felder hinaus, er hat etwas von Krähenart. Willst du ihn sehn, spann deine Flügel auf und fliege zu den Feldern, dort ist er gewiss.» Diese zwei Sätze schrieb der deutsch-jüdische Prager Jurist und Schriftsteller Franz Kafka in eines seiner Hefte. Obwohl Kafka den Text nie fortgeführt und einen Teilsatz durchgestrichen hatte, beinhaltet er doch ein gewisses Irritationspotenzial. Wer ist dieser Erzähler, von wem spricht er – und zu wem? Sind das Menschen, die «etwas von Krähenart» haben – oder Vögel, die ihre Flügel aufspannen können? Kafka beschrieb nicht nur hier, sondern immer wieder das Tier im Menschen und den Menschen im Tier.

Die «dunklen unumgrenzten Felder», die der Rabe bewohnt, liegen im menschlichen Innenraum. Die Raben bei Edgar Allan Poe und Bernard Malamud jedenfalls stammen aus diesen unausmessbaren Regionen. Es sind Abbilder des Menschen – dargestellt nach «Krähenart».

Caspar Battegay ist Assistent am Zentrum für Jüdische Studien der Universität Basel. Neben jüdischer Literatur der Moderne setzt er sich mit gegenwärtiger Popkultur und ihrer jüdischen Prägung auseinander («Judentum und Popkultur. Ein Essay», Bielefeld 2012).

Foto: Picture Alliance

OFFEN FÜR TIERE ALLER RELIGIONEN

An einem Sonnenhang des lieblichen Baselbiets, gleich hinter dem Ortseingang von Läufelfingen, befindet sich der erste Tierfriedhof der Schweiz. Hierher gelangen Menschen und Tiere aus allen Himmelsrichtungen – im geographischen und religiösen Sinne. prospektiv hat den Leiter und Gründer des Tierfriedhofs am Wisenberg, Urs Mörgeli, getroffen.

prospektiv: Sind Sie Vegetarier?
Urs Mörgeli: Bin ich nicht. Aber wie viele Menschen in der heutigen Zeit esse ich bewusst weniger Fleisch, denn ich weiss, wie Nutztiere gehalten werden. Besonders verzichte ich auf das billige Fleisch, das man im Ausland kaufen kann. Diese Tiere haben kein schönes Leben. Ich bin für den Konsum von qualitativ gutem Fleisch, dafür weniger.

Wann und wie ist das Tier in Ihr Leben getreten?
Als kleine Kinder hatten wir zuhause Katzen. Mein erster Hund war Seppli, ein Yorkshire-Jack-Russel-Mischling, ein Wunsch meiner Tochter. Er war der Auslöser für den Tierfriedhof, denn als er 13 Jahre alt war, bekam er Probleme mit dem Herzen und wir mussten uns zum ersten Mal mit der bitteren Frage auseinandersetzen, was denn nun mit dem toten Tier geschehen wird. Ich habe mich im Internet schlaugemacht und festgestellt, dass es einen offiziellen Entsorgungsweg gibt, der für rund 95 Prozent aller Haustiere die Endstation darstellt. Es geht konkret um den Weg in die Tiermehlfabrik in Lyss oder Bazenheid, wo die Tiere industriell entsorgt werden. Das wollte ich unserem Seppli nicht antun. Ich und meine Frau fingen damals mit der Planung des Tierfriedhofs an. Wir haben festgestellt, dass es überall in der Welt Tierfriedhöfe gibt, selbst in Thailand. In New York und im Hydepark in London gibt es seit über 100 Jahren Tierfriedhöfe, aber in der Schweiz gab es keinen.

Warum nicht in der Schweiz?
Es lag an gesetzlichen Barrieren. Die Situation war noch in den sechziger Jahren so, dass jede Gemeinde einen Wasenplatz und einen Wasenmeister hatte. Alle tierischen Abfälle einer Gemeinde wurden dort begraben. Mit steigender Bevölkerungszahl und zunehmendem Fleischkonsum geht das heute nicht mehr. Die Abfälle werden regional eingesammelt und in den zwei Tiermehlfabriken so behandelt, dass eine Gefährdung für Mensch und Tier, etwa durch Tierseuchen, ausgeschlossen bleibt.

Sie haben den ersten Tierfriedhof der Schweiz ins Leben gerufen. Es gibt viele Menschen, für die ihr Haustier einen ganz wichtigen Bezugspunkt darstellt und bei denen Sie mit Ihrer Initiative auf offene Herzen gestossen sind.
Ja, das stimmt.

Anderseits kann man sich leicht vorstellen, dass Sie auch auf Unverständnis oder gar auf Widerstände, etwa von Seiten der Anwohner, der Behörden oder religiöser Gemeinschaften, gestossen sind.
In der Planungsphase gab es zwei wesentliche Schwierigkeiten. Erstens die genannten Gesetzesbestimmungen. Ich wurde deswegen schliesslich beim Kantonstierarzt in Liestal vorständig, der dann ein Gesuch ans Bundesamt für Veterinärwesen stellte, da er einsah, dass ein Bedürfnis in der Bevölkerung besteht. Das Gesuch ging dann relativ rasch über die Bühne. Das zweite grosse Hindernis war das Raumplanungsgesetz, das besagt, dass der Tierfriedhof als ein Gewerbebetrieb in einer Gewerbezone angesiedelt sein muss. Dabei muss man bedenken, dass wir in der Schweiz europaweit die höchsten Baulandpreise haben. Das war fast die grösste Schwierigkeit. Ich habe dann rund 150 Gemeinden auf der Suche nach etwa 5000 Quadratmeter Boden angefragt. Meine einzigen Bedingungen waren, dass das Gelände gut erreichbar, landschaftlich schön und ruhig sein sollte. Ich bekam eine einzige brauchbare Antwort, und zwar von Läufelfingen. Ein Glücksfall war auch, dass die damalige Gemeindepräsidentin, Margrit Balscheit, eine studierte Theologin, schon viele Katzen und offene Ohren hatte. Sie hatte den Gemeinderat hinter sich. Zusammen mit der Gemeinde haben wir ein Betriebsreglement für den Friedhof ausgearbeitet. Im Januar 2001 haben die Läufelfinger einen Antrag angenommen, der für die Realisierung des Friedhofs den Startschuss bedeutete. Dafür bin ich den Läufelfingern zutiefst dankbar.

Haben sich auch Einzelpersonen gegen den Tierfriedhof ausgesprochen?
Anfänglich gab es vor allem von bäuerlicher Seite her Widerstände. Bauern dürfen nicht einmal eine Nachgeburt auf dem eigenen Hof begraben, und dann kommt ein Auswärtiger daher und macht so etwas im grossen Stil. Von den Medien ist stets die Frage wegen der Vermenschlichung des Tieres aufgeworfen worden. Aber ich vermenschliche das Tier keineswegs, sondern ich helfe lediglich dem Menschen, dem Tierbesitzer, seine Trauer um den Verlust des Tieres besser zu bewältigen. Das Tier ist ja tot, von ihm bleibt ja nur die Hülle. Die ganze Arbeit gilt dem Tierbesitzer.

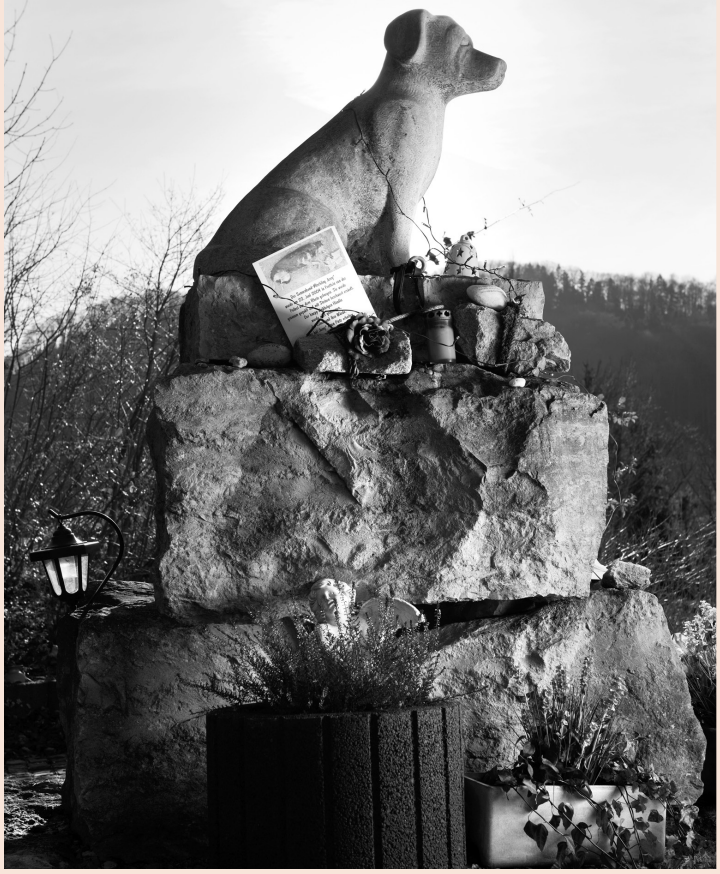
Was für Reaktionen erleben Sie von den Menschen, die zum ersten Mal vom Tierfriedhof hören?
Diejenigen Leute, die hierher kommen, haben in aller Regel ein älteres Haustier und wollen einfach erfahren, wie es hier aussieht. Sie stellen fest, dass es ein wunderschöner Ort ist, eine Südhangterrasse abseits vom Dorf und vom Lärm des Verkehrs. Der Friedhof ist eigentlich eine Mischung von gepflegtem Park und freier Natur.
Es gibt Menschen, für die ist es nicht so tragisch, und solche, die beinahe hysterisch werden. Von denen, die aber zu uns kommen, weinen die meisten, selbst die Männer. Ich habe noch nie so viele Männer weinen sehen wie hier auf dem Tierfriedhof.

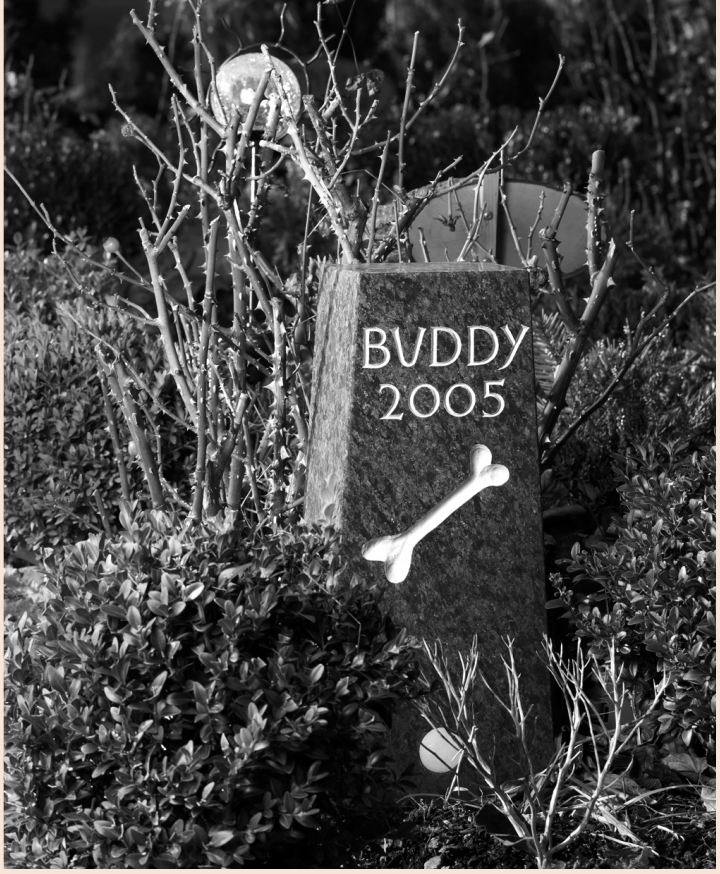
Mit welchen Bedingungen muss man rechnen, wenn man sich entschliesst, das verstorbene Tier bei Ihnen bestatten zu lassen?

Info

Mit etwa 100 Bestattungen pro Jahr ist der unabhängige Tierfriedhof am Wisenberg gut ausgelastet. Vom Kanarienvogel bis zum Hängebauchschwein werden dort seit 2001 Tiere aller Arten bestattet, gelegentlich auch in unmittelbarer Nähe zu ihren Besitzern. Zum Selbstverständnis des Tierfriedhofs gehört es, keine sichtbar religiöse Institution zu sein. Religiösen Grabschmuck findet man hier nicht, doch kann der Wunsch, beispielsweise das Grab nach Mekka auszurichten, erfüllt werden. Unterstützt wird der Friedhof vom «Förderverein pro Tierfriedhof». Zu erreichen ist er unter der Adresse **www.tier-friedhof.ch**

Fotos: Medienpark/ Pfander





Von allen Tieren, die bei uns beerdigt werden, sind etwa 80 Prozent Katzen oder Hunde. Die Beisetzung einer Katze kostet etwa 390 Franken. Dabei ist immer auch eine erste Bepflanzung und ein Holzschildchen mit dem Namen des Tieres, dem Geburtsjahr und dem Sterbedatum. Inbegriffen ist auch die Miete des Grabplatzes für drei Jahre. Eine Verlängerung ist dann günstiger. Die meisten verlängern übrigens um weitere drei Jahre, dann nimmt es aber ab. Die Frage ist dann immer, was denn mit dem verstorbenen Büsi geschieht, wenn man das Grab nicht verlängert. Es ist so, dass nach drei Jahren, nach sechs Jahren sowieso, von dem Büsi nichts mehr übrig ist. Man müsste schon mit archäologischen Methoden vorgehen, um noch irgendetwas zu finden. Wenn ich das Grab aushebe, dann kommt es nur in Ausnahmefällen vor, dass ich gelegentlich einen Knochen sehe.

Erzählen Sie uns etwas über die Menschen, die ihre Tiere hier beerdigen.

Wenn man über die Menschen spricht, die zu uns kommen, muss man auch über ihre Tiere sprechen: Was für eine Beziehung hat der Mensch zu seinem Tier? Der Schäfer aus dem Wallis oder der Bauer aus dem Bernbiet, sie bringen ihre Hunde ebensowenig zu mir wie die, die sich ein exotisches Tier zutun, um damit vor ihren reichen Freunden anzugeben. In den letzten zwanzig Jahren hat sich die Beziehung der Menschen zu ihren Tieren stark verändert. Ich erkenne die Tendenz, dass die menschliche Lebenssituation immer mehr in Richtung Kleinfamilie und sogar Einpersonenhaushalt hin geht. Die Hälfte der Wohnungen in den grossen Agglomerationen – Zürich, Bern, Basel oder Genf – sind Einpersonenhaushalte. Das sind nicht nur alte Leute, das sind Alleinstehende, Geschiedene und viele andere, ohne Kind. Und diese Menschen haben oft Haustiere. Und weil das Tier zuhause der einzige Gesprächspartner ist, wird viel mehr kommuniziert und entsprechend ist die Beziehung zu ihnen viel intensiver und entsprechend sind sie nach dessen Tod viel trauriger. – Ja, wir haben schon einige kuriose Geschichten erlebt.

Der Tierfriedhof steht in gewissem Sinne auf der Grenze zwischen Mensch und Tier. Spielen die Konfessionsgrenzen der Menschen eine Rolle? Steht der Friedhof ausschliesslich für Hunde und Katzen aus christlichen Haushalten offen, oder hat es auch Platz für jüdische Meerschweinchen, muslimische Zwergkaninchen und buddhistische Kanarienvögel?

Es hat Platz für alle. Wir sind hier an einem richtigen Multikultiort. Viele Menschen muslimischen Glaubens kommen auch. Der Hund eines Ägypters musste mit dem Gesicht zum Osten hin begraben werden. Es scheint paradox, aber gerade die Menschen, die aus dem Mittelmeerraum kommen, der ja nicht gerade für seine Tierfreundlichkeit bekannt ist, bringen ihre Tiere gerne zu mir. Es gibt auch viele Katholiken, die sich mit der Kremation schwertun. Das ist auch das Schöne an unserer Arbeit, dass Menschen aus aller Herren Ländern hierher kommen. Ich behaupte im übrigen, dass Menschen, die gut zu Tieren sind, auch bessere Menschen sind.

Mit dem Tod eines geliebten Lebensgefährten tritt Trauer in das Leben der Hinterbliebenen. Wie gehen Sie mit den seelsorgerlichen Herausforderungen um?

Also, was ich mache, hat mit Religion nichts zu tun. Oberstes Gebot ist einfach, dass ich die Trauer der Besitzer ernst nehme. Ich behandle jemanden, der sein Büsi oder sein Meerschweinchen verloren hat und trauert, genau gleich wie eine Person, die einen nahen Verwandten oder den besten Freund verloren hat. Wir haben ein kleines Ritual, bei dem das Tier in einem gemütlichen Raum in Schlafstellung aufgebahrt liegt, so dass der Besitzer in Ruhe und für sich von ihm Abschied nehmen kann. Das Grab wird mit Zweigen etwas geschmückt. Wenn das Tier ins Grab gelegt wurde, gibt es einen fliegenden Wechsel. Meine Frau holt die Trauernden ab, und während sie etwas zusammen trinken, verschliesse ich das Grab mit Erde.

Welchen Vorstellungen von einem Leben nach dem Tod begegnen Sie bei den Hinterbliebenen?

Ich habe mal einen Pfarrer gefragt, ob Tiere eine Seele haben. Seine Antwort war pragmatisch: Er wisse nicht, ob Tiere eine Seele haben, er habe noch keine gesehen, auch keine Menschenseele.

Das Gespräch führte Niklaus Klose, Student der Theologie an der Universität Basel.

Aus der Fakultät

Fotos: zvg

WEBADRESSEN DER FAKULTÄT

- **Theologie:** http://theologie.unibas.ch
- **Religionswissenschaft:** http://religionswissenschaft.unibas.ch
- **Jüdische Studien:** http://jewishstudies.unibas.ch

PERSONELLES

- Florian Wöller ist seit Januar 2010 Assistent für Kirchen- und Theologiegeschichte bei Prof. Dr. Martin Wallraff.
- Dr. Caspar Battegay ist seit Februar 2010 Assistent für Jüdische Literatur bei Prof. Dr. Alfred Bodenheimer.
- Franziska Müller Boss ist seit August 2010 Mitarbeiterin im Studiendekanat.
- Lucas Zapf ist seit Januar 2011 Assistent am Zentrum für Religion, Wissenschaft und Politik.
- Katja Janz Huber ist seit September 2011 vertretungsweise Assistentin für Systematische Theologie/Dogmatik bei Prof. Dr. Reinhold Bernhardt.
- Dr. Esther Kobel ist seit November 2011 Assistentin für Neues Testament bei Prof. Dr. Ekkehard W. Stegemann.
- Prof. Dr. Andreas Heuser ist seit Januar 2012 Extraordinarius für Aussereuropäisches Christentum.
- Claudia Hoffmann ist seit Januar 2012 Assistentin für Aussereuropäisches Christentum bei Prof. Dr. Andreas Heuser.
- David Atwood ist seit Februar 2012 Assistent für Religionswissenschaft bei Prof. Dr. Jürgen Mohn.
- Deborah Jacobs ist seit Februar 2012 Assistentin für Rabbinisches Judentum bei Prof. Dr. Alfred Bodenheimer.
- Dr. des. Stefanie Mahrer ist seit Februar 2012 Assistentin für Jüdische Geschichte bei Prof. Dr. Alfred Bodenheimer.

STUDIUM, PROMOTIONEN, HABILITATIONEN

Bachelor 2010:
Tobias Braune-Krickau, Beat Büchi, Judith Dick, Corinne Dittes, Julia Gros, Eric Hub-Hauser, Christine Oefele, Stefanie Reumer, Manuel Schmid, Jonathan Stutz, Hans Weber, Martina Weber.

Bachelor 2011:
Maria Noëlle Bitterli, Renate Bühler, Elias Henny, Manuela Lehmann, Marianne Nyfeler Blaser, Kathrin Schmid, Philippe Schmid, Simon Walder, Dunja Zollinger-Kies.

Master 2010:
Stefan Achenbach, Erika Bender, Jacqueline de Haller, Martin Epting, Nesina Grütter, Eric Hub-Hauser, Stephan Jütte, David Scherler, Gregor Weber.

Master 2011:
Tobias Braune-Krickau, Tilmann Gerber, Julia Gros, Samuel Hertner, Muriel Geneviève Koch, Stefanie Reumer, Manuel Schmid, Florian Schubert, Hans Weber.

Lizentiat 2010:
Thomas Luchsinger-Honold, Jenny May Neuburger, Peter Ernst Eberhard Nowak-Meyer.

Lizentiat 2011:
Melanie Muhmenthaler.

Promotionen 2010:
Katrin Kusmierz von Deutschland (Ökumene und Missionswissenschaften), Daniel Frei von Unterstammheim ZH (Ökumene und Missionswissenschaft), Gabriela Brahier von Les Enfers JU (Systematische Theologie/Ethik), Soham Al-Suadi von Deutschland (Neues Testament), Sylvia Hartmann von Deutschland (Praktische Theologie), Birgit Klostermeier von Deutschland (Praktische Theologie), Esther Kobel von Reinach BL und Lützeflüh BE (Neues Testament).

Promotionen 2011:
Stefan Burkhalter von Hasle-Rüegsau BE (Neues Testament), Julia Mack von Deutschland (Kirchengeschichte), Peter Müller-Schmid (Systematische Theologie/Dogmatik), Wolfgang R. von Ungern-Sternberg von Deutschland (Neues Testament), Ange Sankieme Lusanga von Basel BS (Systematische Theologie/Ethik), Adrian Hermann von Basel BS (Religionswissenschaft).

Habilitation 2011:
Dr. theol. Alexander Heit (Systematische Theologie/Ethik).

VERANSTALTUNGEN IN AUSWAHL

- Studientage der Religionswissenschaft (Prof. Dr. J. Mohn) zu den Themen «Bilder von Religionen» (2010) sowie «Atheismus» und «Mystik im 20. und 21. Jahrhundert» (beide 2011).
- Ringvorlesung 2010: «Wirtschaftsethik kontrovers» (G. Pfleiderer und P. Seele).
- Tagung «Konstruktionsgeschichten. Narrationsbezogene Ansätze in der Religionsforschung» (11.–12.10.2010), veranstaltet vom transdisziplinären Pro*Doc-Programm «Interferenzen».
- Tagung «Wieviel Religion erträgt der Staat/trägt den Staat?» (4.–6.11.2010), veranstaltet vom Zentrum für Religion, Wissenschaft und Politik (G. Pfleiderer und A. Heit).

– Tagung «Religion und Wissenschaft in Judentum, Christentum und Islam» (5.–7.11.2010), veranstaltet von R. Bernhardt und M. Hüttenhoff (Saarbrücken).
– Tagung «Finanzkrisen als ethische Herausforderung» (8.12.2010), veranstaltet von kirchlichen und universitären Einrichtungen (G. Pfleiderer).
– Ringvorlesungen 2011: «Orte der Europäischen Religionsgeschichte» (J. Mohn) und «Risiko – Vertrauen – Schuld» (G. Pfleiderer und P. Seele).
– Symposion «Decisive Meals – Was sich beim Essen entscheidet» (18.–19.2.2011), veranstaltet vom Lehrstuhl für Neues Testament.
– Symposion «Karl Barths ‹Römerbrief› als theologisches Gesamtkunstwerk» (6.5.2011), veranstaltet von der Theologischen Fakultät, der Karl-Barth-Stiftung und dem Karl-Barth-Archiv (G. Pfleiderer).
– Tagung «Geld, Finanzen und Religion. Wer deckt (noch) die Deckung?» (3.–5.11.2011), veranstaltet vom Zentrum für Religion, Wissenschaft und Politik (G. Pfleiderer und A. Heit).
– Tagung «Redefining ‹People›: Israel as a Challenge for Collective Identity», Konferenz im Centro Stefano Franscini Monte Verità, Ascona TI (7.–10.11.2011), veranstaltet vom Institut für Jüdische Studien der Universität Basel, Culture Scapes 2011 und der Schweizerischen Gesellschaft für Judaistische Forschung (A. Bodenheimer).
– 5. Treffen der Arbeitsgemeinschaft Semitistik innerhalb der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Basel (15.–17.2.2012), veranstaltet vom Lehrstuhl für Altes Testament (H.-P. Mathys).

EHRUNGEN

– Die Ehrendoktorwürde wurde anlässlich des Dies academicus 2010 an Lord Jonathan Sacks von Grossbritannien, Chief Rabbi of the United Hebrew Congregations of the Commonwealth verliehen. Im Jahr 2011 promovierte die Fakultät Frau Pfarrerin Marie-Claire Barth-Frommel von Basel zur Ehrendoktorin.
– Der Promotionspreis der Fakultät wurde 2010 an Dr. Jürg Luchsinger von Mitlödi GL und 2011 an Dr. Esther Kobel von Reinach BL und Lützeflüh BE verliehen.
– Prof. Dr. Georg Pfleiderer wurde vom Bundesrat zum Präsidenten der Eidgenössischen Ethikkommission für die Biotechnologie im Ausserhumanbereich gewählt.
– Der jährlich verliehene Fakultätspreis für Maturarbeiten wurde 2010 an Judith Hidber (Gymnasium Muttenz BL) sowie Raffael Sommerhalder (Kantonsschule Wettingen AG) und 2011 an Sarah Aemisegger (Kantonsschule Glattal ZH) vergeben.

FORSCHUNGSPROJEKTE IN AUSWAHL

– «Tischgemeinschaften. Orte religiöser Praxis und Identität im Judentum zur Zeit des zweiten Tempels und im frühen Christentum», vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) gefördertes Projekt im Bereich Neues Testament (Prof. Dr. E.W. Stegemann).
– «Basel und die Beta Israel 1830–1865. Protestantische Mission und jüdische Identität in Äthiopien», durch den SNF gefördertes Projekt am Institut für Jüdische Studien (Prof. Dr. A. Bodenheimer).
– Bearbeitung des literarischen Nachlasses von Karl Barth, vom SNF gefördertes Projekt am Fachbereich Systematische Theologie/Ethik (Prof. Dr. G. Pfleiderer).
– «Religionskonzepte und deren ‹Verwissenschaftlichung› in der akademischen Religionsforschung und den angrenzenden Diskursen im 19. und frühen 20. Jahrhundert», durch den SNF gefördertes Forschungsprojekt der Religionswissenschaft (Prof. Dr. J. Mohn).

NEUE PUBLIKATIONEN IN AUSWAHL

Theologische Fakultät:

– Theologische Zeitschrift, Bände 66 und 67, 2010/2011, Hg. v. d. Theologischen Fakultät. Redaktion: R. Bernhardt und H.-P. Mathys.

Neues Testament

– Soham Al-Suadi: «Essen als Christusgläubige. Die Heterotopie Paulinischer Mahlgemeinschaften», Tübingen 2011.
– Esther Kobel: «Dining with John. Communal Meals and Identity Formation in the Fourth Gospel and its Historical and Cultural Context», Leiden 2011.
– Tuor-Kurth, Christina: «Kindesaussetzung und Moral in der Antike. Jüdische und christliche Kritik am Nichtaufziehen und Töten neugeborener Kinder», Göttingen 2010.

Kirchengeschichte

– Martin Wallraff, Sara Stöcklin (Hg.): «Schatzkammern der Universität Basel. Die Anfänge einer 550-jährigen Geschichte», Katalog zur Ausstellung im Hochchor des Basler Münsters, Basel 2010.
– Martin Wallraff, Jürgen Krüger: «Luthers Rom. Die Ewige Stadt in der Renaissance», Darmstadt 2010.
– Florian Wöller, Christian Spies (Hg.): «Bilderstreite. Schauplätze des Unsichtbaren» (Theologische Zeitschrift 67, 2011/2), Basel 2011.
– Martin Wallraff, Michael Matheus, Jörg Lauster (Hg.): «Rombilder im deutschsprachigen Protestantismus. Begegnungen mit der Stadt im ‹langen 19. Jahrhundert›» (Rom und Protestantismus. Schriften des Melanchthon-Zentrums in Rom 1), Tübingen 2012.

Systematische Theologie

– Georg Pfleiderer, Gabriela Brahier, Klaus Lindpaintner (Hg.): «GenEthics and Religion», Basel u. a. 2010.
– Georg Pfleiderer, Angelika Krebs, Kurt Seelmann (Hg.): «Ethik des gelebten Lebens. Basler Beiträge zu einer Ethik der Lebensführung», Zürich 2011.
– Georg Pfleiderer, Alexander Heit (Hg.): «Sphärendynamik I. Zur Analyse postsäkularer Gesellschaften» (Religion – Wirtschaft – Politik 2), Zürich 2011.

Jüdische Studien

– Caspar Battegay: Das andere Blut. Gemeinschaft im deutsch-jüdischen Schreiben 1830–1930, Köln 2011.
– Alfred Bodenheimer: «In den Himmel gebissen. Aufsätze zur europäisch-jüdischen Literatur», München 2011.